

Auf Arbeit in zwei Filmstädten

Seit zwei Jahren pendelt Antje Scholz zwischen zwei Filmwelten: Da eröffnete die Casterin zu ihrem Berliner Büro ein weiteres in Los Angeles. Ein Gespräch über Unterschiede und Gemeinsamkeiten, Neuanfänge und Nischen.

Text Tina Thiele

Frau Scholz, wie sind Sie zum Casting gekommen?

Freunde waren schon immer über mein umfassendes Wissen über den deutschen Film verblüfft. Ich kam wie viele als Quereinsteiger ins Filmgeschäft. Zunächst habe ich als Setaufnahmeleitungsassistentin und Location Scout gearbeitet, bis mich eine erfolgreiche Produzentin 2000 aufforderte, Besetzungsvorschläge zu machen. Zu dieser Zeit wurden Schauspieler noch via Katalog besetzt. Der Sprung ins kalte Wasser, aber erfolgreich. Auch die Regisseurin Esther Gronenborn hat mein Casting überzeugt. Leider wurde der Film trotz mehrerer Anläufe nie realisiert. Aber wir arbeiteten 2004 ein weiteres Mal gemeinsam: für *Adil geht – Let's break*, der beim Max-Ophüls-Festival eine »Lobende Erwähnung« fand und den Hauptpreis auf dem Schweriner Filmkunstfest erhielt.

Wie ging es dann weiter?

Step by step. Ich habe weiter als Setaufnahmeleitungsassistent gearbeitet und mir nach und nach neue Casting-Jobs geangelt. Ich arbeitete hauptsächlich von zu Hause aus. Für Live-Castings habe ich dann einfach ein Studio angemietet.

Wie kam es dazu, in Los Angeles als Casting Director zu arbeiten?

Der Liebe wegen [*lacht*]. Mein Mann arbeitet als Korrespondent in den USA. Welche Gelegenheit, in der Stadt des Films Fuß zu fassen! Im Herbst 2009 beschlossen wir, gemeinsam nach Los Angeles zu gehen – und nebenbei dem Berliner Winter zu entfliehen. In Hollywood fängt quasi jeder wieder bei Null an: Ich habe gerade meinen ersten Werbespot besetzen dürfen. Ich habe viele Kontakte geknüpft, schnell mein Englisch verbessern können, und nun liegen erste Drehbücher auf dem Tisch.

Wie haben Sie auf dem amerikanischen Markt auf sich aufmerksam gemacht?



Seit zwei Jahren lebt und arbeitet die Casterin auch in Hollywood. Über ihre Begegnungen und Alltagserlebnisse bloggt die 34-jährige als Echo Girl: echoparkgirl.blogspot.com.

Durch Mund-zu-Mund-Propaganda. Das ist ein langwieriger Prozeß. Das wirklich Beeindruckende hier in Los Angeles ist die Aufgeschlossenheit der gesamten Branche, und daß die anderen Casting Directors, mit denen ich in Kontakt bin, mich unterstützen und mir helfen, Fuß zu fassen. Generell herrscht hier ein eher kollegiales Verhalten. Auch im CSA, der Casting Society of America, dem us-amerikanischen Verband, wurde ich mit offenen Armen empfangen und vorerst als Casting Associate eingetragen. Für die Aufnahme braucht man zwei Empfehlungen von CSA-Mitgliedern. Nun werde ich zu Branchentreffen und Preisverleihungen eingeladen. Der CSA verleiht jährlich den »Artios Award«, was zeitgleich in Los Angeles und New York zelebriert wird.

Was unterscheidet den us-amerikanischen Markt vom deutschen?

Ganz klar: das Geld. Hier stellt man keine Förderanträge, sondern setzt erst einmal auf privates Kapital oder die Unterstützung der großen Studios. Erst neudings hat sich der Wettbewerb um Arbeitsplätze so verstärkt, das einige US-Bundesstaaten wie Louisiana und New Mexico Produktionen mit Steuervorteilen zu locken versuchen. Kalifornien war versucht, mitzuziehen. In Folge der Wirtschaftskrise und wegen des Ausscheidens von Arnold Schwarzenegger als Gouverneur steht es schlecht um Fördergeld. Weit größeren Einfluß als vermutet, haben in den USA die Gewerkschaften, zumindest in der Filmbranche. Die Mitgliedschaft im Schauspieler-Verband SAG ist deshalb mitunter entscheidend bei der Besetzung eines Films.

Gibt es auch kleinere Produktionen, die ein Publikum erreichen?

Mehr als bei uns. Das ist ein eigener Markt. Wenn sie nicht gerade bei Festivals wie in Sundance oder Palm Springs einen Verleih finden, schaffen kleinere Produktionen es selten in die Kinos. Nichtsdestotrotz können auch kleine Independent-Filme über DVD-Verkäufe, Kabelsender oder das amerikanische Filmportal Netflix ordentlich Geld verdienen und sogar die Produktionskosten einspielen. Bei uns erfährt man von all diesen Indie-Filmen bestenfalls mal per Zufall als Spätvorstellung auf einem obskuren Programmplatz.

Was ist anders beim Casting in Deutschland gegenüber dem in den USA?

Veit Helmer zeigt in seiner Dokumentation *Behind the Couch* sehr anschaulich, wie anders und quasi industriell dieser Prozeß in Hollywood abläuft. Als professionelle Erleichterung hat sich der sogenannte Breakdown Service herausgestellt, wo die Rollen aus den Drehbüchern sehr exakt eingegeben werden. Diese Einträge werden dann an die diversen Schauspiel-Agenten verschickt. In Deutschland hingegen stecken wir diesbezüglich noch in den Kinderschuhen. Der Vorteil liegt da auf der Hand. Der gesamte Ablauf führt zu einer größeren Transparenz und Offenheit bei der Stellenausschreibung und im Umkehr-



schluß zu einer breiteren Auswahl. »Closed Jobs« wie bei uns gibt es hier eher selten. Über die Besetzung der Hauptrollen freilich wird meist schon in der Finanzierungsphase entschieden – zumal bei großen Studioproduktionen, wo die Gagen längst einen Löwenanteil des Budgets ausmachen.

Sehen Sie sich als die Casting-Expertin für Germany in Hollywood?

Für mich sind beide Märkte interessant. Ich biete Regisseuren und Produzenten an, ihr internationales Projekt sowohl in Los Angeles als auch in Berlin zu betreuen und zu besetzen – Stichwort Babelsberg. Eine absolute Nische und Besonderheit, die so bisher noch niemand ausfüllt. Schon allein der Zeitunterschied von bis zu neun Stunden bereitet sonst in der besonders kommunikationsintensiven Preproduktionsphase unheimliche Schwierigkeiten.

Wie unterscheiden sich die Bewerbungsunterlagen deutschsprachiger Schauspielern von denen amerikanischer?

Gar nicht so sehr. Meiner Meinung nach sind die deutschen Schauspieler genauso professionell, was die Eigenwerbung anbelangt, wie die Amerikaner. Natürlich sind sie auf beiden Seiten verbesserungswürdig. Auch hier erhält man immer wieder geschönte Résumés und retuschierte Sedcards. In Hollywood gibt es unzählige Fotografen, die nur Schauspieler fotografieren. Ein eigener Industriezweig. Vieles läuft ohnehin über digitale Datenbanken.

Nutzen sie Schauspieler-Datenbanken?

Grundsätzlich arbeite ich natürlich mit meiner eigenen Datenbank, die ich täglich aktualisiere, da sich Schauspieler bei mir via E-Mail vorstellen. Ansonsten nutze ich die üblichen Internet-Datenbanken, wie Schauspielervideos, E-talenta und in den USA Breakdown Service und Backstage. Neben den Datenbanken gehören tatsächlich der *Hollywood Reporter* und *Variety* als Branchenblätter zu den unersetzlichen Tools, um über neue Projekte und den Markt auf dem Laufenden zu bleiben.

Unterscheidet sich ein US-Schauspieler von einem deutschen?

Es ist wirklich kein Klischee, daß in vielen Restaurants und Cafés in Los Angeles Schauspieler arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Hartz 4 oder Arbeitslosenhilfe als Auffangnetz gibt es leider nicht. Die Bereitschaft, in den Wettbewerb zu treten und um Rollen zu kämpfen, ist weit ausgeprägter als in Deutschland. Andererseits gibt es täglich so viele Castings, daß die Karten ständig neu gemischt werden und man mit Recht auf sein Glück hoffen darf.

Welche Chancen hat ein deutscher Schauspieler auf diesem Markt?

Wenn man in Deutschland als Schauspieler nicht sonderlich erfolgreich ist, ist das Problem, daß man in Amerika einfach bei Null anfangen muß. Somit hat man die gleichen Wege zu absolvieren wie ein unbekannter Schauspieler aus

Antje Scholz, in Dresden geboren, in Berlin aufgewachsen und seit elf Jahren als Casting Director selbstständig, hat neben Kinofilmen auch Werbespots und Musikvideos besetzt – vom Flensburger Pils bis Motörhead. Auf ihr Casting-Konto gingen im vorigen Jahr unter anderem die Kinofilme *Weil ich schöner bin* von Frieder Schleich und *The Big Black* von Oliver Kyr. Mehr unter www.moviecasting-berlin.de.



Beeindruckt ist Scholz von der Aufgeschlossenheit der gesamten Branche: »Generell herrscht hier ein kollegiales Verhalten.« Die anderen Caster in Hollywood helfen der Deutschen, Fuß zu fassen.

den USA. Man sollte einen gut vernetzten Agenten finden, der den Markt kennt – sehr schwierig bei den wenigen Agenturen, die den Markt bestimmen. Als Schauspieler muß man natürlich fließend Englisch sprechen können. Der wichtigste Punkt aber ist die Arbeitsgenehmigung! Wenn man in den USA besetzt wird, ist die unabdingbar. Schon beim Ausfüllen des Castingbogens wird das in der Regel abgefragt.

An welche Projekte erinnern Sie sich besonders gerne?

Casting macht mir immer Spaß, egal ob Werbespots, Kurz- oder Feature-Filme. Es gab ein Projekt, das mir von meiner Kollegin Anja Dührberg in Berlin vermittelt wurde. Für den Kinofilm *Der Krieg des Charlie Wilson* mit Tom Hanks, Julia Roberts und Philip Seymour Hoffman habe ich als »Casting Director Germany« paschtu-sprechende Afghanen für zahlreiche Nebenrollen gesucht. Das war eine ziemliche Aufgabe, da ich nur zwei Wochen Zeit hatte. Schließlich hatte ich meine Kontakte soweit geknüpft, daß ich sogar auf eine Konferenz mit dem afghanischen Innenminister in Köln eingeladen wurde. Aktuell ist mir Frieder Schlaichs *Weil ich schöner bin* ans Herz gewachsen, bei dem ich mehr als zwei Dutzend kolumbianische Schauspielerinnen ausfindig gemacht habe – in Deutschland wohlgemerkt.

Was sollte ins deutsche Castinggeschäft übernommen oder von hier weitergegeben werden?

Das läßt sich nicht verallgemeinern. Mir ist es wichtig, genug Zeit zu haben, um auf die Schauspieler eingehen zu können. Mich beeindruckt in Amerika, das selbst namhafte Schauspieler sich nie zu schade sind, persönlich in einem Casting vorzusprechen. Bei uns scheint es mir oft so zu sein, als wären bestimmte Schauspieler auf bestimmte Rollen abonniert. Dabei sollte es doch um den Überraschungsmoment gehen. Wer hätte in Christian Bale etwa einen abgehalfterten Ex-Boxer gesehen, wie aktuell in *The Fighter*!

Welche Projekte stehen demnächst an?

Mehrere Skripts wurden an mich herangetragen. In Amerika habe ich eben ein wirklich spannendes Psychodrama eines in Los Angeles lebenden, deutschen Regisseurs bekommen, bei dem es hoffentlich bald mit der Finanzierung klappt. Langfristig hoffe ich, daß ich in beiden Welten gut zu tun habe. ◊